

(Nachdruck verboten.)

81]

Der Schuldige?

Roman von Hector Malot.

„Ich kann mir sie nicht als Frau Notarin denken.“

„Glaubst Du etwa, er würde Notar bleiben, wenn er sie heiratete? Er würde nach Paris ziehen und mit seiner Frau Geld sich in Unternehmungen stürzen. Er träumt ja von nichts anderem.“

„Damit das geschähe, müßte Frau La Baupalière in die Scheidung einwilligen; ist das wahrscheinlich?“

„Nach der Einrichtung, die sie getroffen haben, zu schließen, scheint sie ihn für den Augenblick allerdings nicht verlassen zu wollen. Vielleicht erträgt sie seine Untreue in der Hoffnung, daß er sich ihr wieder nähert; sie kann aber ebenso gut auch intimere Gründe haben, Düssel nicht verlassen zu wollen.“

„Du kommst also auf Deine Vermutung bezüglich Mederics zurück.“

„Und Du glaubst immer noch, es sei nichts für ihn zu fürchten?“

„Ich gestehe, daß die Lage jetzt eine andere ist, als früher, wo ich annahm, Herr und Frau La Baupalière liebten einander.“

„Also ist doch die Lage gefährlich für unseren jungen Freund. Könntest Du ihn nicht warnen, damit er auf der Hut sei?“

„Das ist eine heikle Sache.“

„Wein doch diese Rosa Mialoux nicht hierhergekommen wäre! Die ist an dem ganzen Zerwürfniß zwischen Mann und Frau schuld, ohne, welches wir für Herrn Artant nicht besorgt zu sein brauchten. Du solltest doch auf Madame La Baupalière und den jungen Mann einzuwirken suchen, um beide vor Schlimmerem zu bewahren.“

„Ich werde sehen, aber das ist eine schwierige Sache.“

Noch mehr als die Zurlureschen Eheleute beunruhigte sich Frau Artant über die Spaltung, die im Hause des Notars eingetreten war und die man allgemein auf seine Beziehungen zu Rosa Mialoux zurückführte.

Sie befürchtete, Frau La Baupalière könne, nachdem sie nicht mehr ihren treulosen Gatten liebe, für ihren Sohn eine Gefahr bilden. Aber welche Mittel hatte sie, dies zu verhindern? Nachdem sie lange darüber nachgedacht, hielt sie es für das Beste, wenn sie sich bemühe, die Freundin und Vertraute von Madame La Baupalière zu werden, um über alles unterrichtet zu sein, was von ihrer Seite geschähe oder vorbereitet werde. Diesen Plan führte sie auch aus. Kein Tag verging, ohne daß sie die liebe Frau besuchte; sie arbeitete bei ihr, veranstaltete gemeinsame Spaziergänge und suchte sie bei ihren langen Gesprächen dadurch zu Bekanntschaft zu bewegen, daß sie ihr selbst welche machte. Sie erzählte ihr, sie sei nicht immer so sanften Charakters gewesen wie jetzt; sie habe nach wenigen Jahren eines glücklichen Zusammenlebens mit ihrem Manne schwer durch dessen Kälte gelitten, sich aber schließlich doch wieder recht gut mit ihm vertragen, weil sie sich mit Erfolg bemüht habe, auf seine Ideen einzugehen, seine Achtung und sein Vertrauen zu bewahren und ihn dadurch wenigstens moralisch an sich zu fesseln.

XI.

Ideengemeinschaft, gegenseitige Achtung und Vertrauen — zwischen dem Notar und seiner Gattin war von solchen Dingen keine Rede mehr. Wie hatten sie so einen gewaltsamen Widerwillen gegen einander empfunden, als nach der Scene, in der sie ihre Trennung beschlossen hatten, aber zugleich erkannten, daß die völlige Scheidung, mit der sie einander gegenseitig drohten, unmöglich sei. Zur Scheidung genügt nämlich nicht gegenseitige Abneigung; auch die Jutereffen müssen den Bruch des ehelichen Bandes gestatten, und das war ihr Fall nicht. Selbst wenn er sich auf die größtmögliche Weise hintergangen sah, konnte La Baupalière doch nicht auf Scheidung klagen, aus dem einfachen Grunde, weil er dann seiner Frau ihr Vermögen herausgeben mußte, wozu er außer stande war. Sie aber konnte ebensowenig die Scheidung beantragen, denn er würde schlau genug sein, ihr keine Gründe zu bieten, und würde

dann im Genusse der Donationen bleiben, die sie beim Abschluß des Ehevertrags zu seinen Gunsten gemacht hatte. Wie sehr also auch beide von einander Loszukommen wünschten und sich gegenseitig mit Scheidung bedrohten, so waren und blieben sie doch aneinander geschnitten. Nur der Tod konnte die Fesseln lösen.

Während so das häusliche Zerwürfniß, von dem alle Welt Kenntnis hatte, weder einen Schritt vorwärts, noch einen rückwärts zu machen schien, kam eines Tages Divine, das Zimmermädchen von Frau La Baupalière, zum Apotheker, der trotz seiner häufigen Detourierung, er treibe nicht Medizin, doch gerne Konsultationen erteilte, und bat um ein gutes Mittel gegen Uebelkeit. Zurlure liebte es, ein Späßchen zu machen, und andererseits hielt er sich als „oberster Beamter seiner Gemeinde“ für verpflichtet, allen Unternehmungen gegen das heimende Leben vorzubeugen; er nahm daher mit dem Mädchen ein Verhör vor, welches ihn durch beiderseitige Mißverständnisse dahin brachte, daß er sagte:

„Sie hätten sich dem nicht aussetzen dürfen.“

„Bin ich denn schuld?“

„Etwa ich?“

„Das behaupte ich ja nicht.“

„Na, einer muß doch schuld sein!“

„Ich weiß nicht, wer.“

„Das ist schlimm, für Sie armes Mädchen, aber ich kann Ihnen da nicht helfen.“

Erschrocken sah sie ihn an und sagte:

„Also glauben Sie, daß jemand das ganze Haus verhergt hat?“

„Wie so: das ganze Haus? Haben denn noch mehr Leute im Notariat Uebelkeit?“

„Ja freilich, auch Madame La Baupalière.“

Der Apotheker erblickte in dieser Nachricht eine Bestätigung seiner Besorgnisse bezüglich Mederics und seufzte:

„Welches Unglück!“

Allein Divine riß ihn bald aus seinem Irrtum, indem sie hinzufügte:

„Und unser Herr auch.“

„Was sagen Sie da?“ schrie er.

Allein mit Fragen in diesem Tone war am allerwenigsten aus ihr herauszubringen: sie steckte den Kopf in die Schultern hinein, wie eine Schildkröte, und starrte ihn mit weit geöffnetem Munde an.

„Wiederholen Sie mir doch einmal, was Sie jetzt gesagt haben.“

„Ich habe ja gar nichts gesagt.“

„Sagten Sie nicht: Und der Herr Notar auch?“

„Das kann schon sein.“

„Was meinen Sie damit?“

„Nun ja, daß ihn auch übel wird, wie Madame; er hat sich doch auch übergeben müssen.“

„Also alle Leute im Hause?“

„Nein, Celanie nicht.“

„Haben Sie vielleicht etwas gegessen, wie Sie unwohl gemacht hat?“

„Wohl möglich; das dauert jetzt schon seit einem Monat.“

„Sind etwa Ihre kupfernen Pfannen neuerdings verzinnt worden?“

„Das mag so etwa sechs Wochen her sein.“

„Und wer hat sie verzinnt?“

„Nun, eben die Zinngießer.“

„Herumziehende?“

„Zawohl, die müssen uns behert haben; einer von ihnen sah ganz so aus, wie ein Teufel oder ein Gegenmeister.“

Wenn Zurlure einem Irrtum begegnete, so vermochte er dem Drang, denselben zu bekämpfen, nicht zu widerstehen; er protestierte also lebhaft gegen den Hexenglauben und belehrte die Magd über die Gefährlichkeit schlecht verzinnter Pfannen, und während er so sprach, suchte er sich zu vergegenwärtigen, ob nicht das Zinn bleihaltig war und eine Vergiftung bewirkt hatte; den Geruch der Bleiverbindung mußte man in diesem Falle am Atem wahrnehmen.

„Hauchen Sie mir ins Gesicht,“ sagte er zu ihr.

„O, Herr Bürgermeister, das werde ich mir doch nicht erlauben.“

„Aber ich bitte Sie darum.“

Sie atmete aus, als wollte sie ein Licht auf zehn Schritte Entfernung auslösen.

„Schon gut.“

Der Atem war stark genug, aber nach Blei roch er nicht.

Der Apotheker richtete weitere Fragen an Divine und erfuhr, daß sie auch Brennen und starken Durst im Magen, sowie allgemeine Schwäche fühle; ihre Züge waren verzerrt. Die allgemeine Uebereinstimmung dieser Symptome mit dem Leiden ihrer Herrschaft fand er seltsam. Er brachte ferner aus dem Mädchen heraus, daß Herr und Frau La Baupalière sich erst seit wenigen Tagen unwohl fühlten, während sie, Divine, schon seit länger als einem Monat an diesen Uebelkeiten zu leiden habe. Die Ursache mochte also in beiden Fällen die gleiche sein, aber jeder war offenbar durch einen besonderen Vorgang herbeigeführt worden. Es galt also zunächst, der Ursache weiter nachzuforschen.

„Haben denn Herr La Baupalière und seine Frau keinen Arzt gefragt?“

„Ich glaube nicht.“

„Vielleicht haben Sie nur den Arzt nicht ins Haus kommen sehen?“

Sie schien verlegen, zögerte einen Augenblick, als ob sie antworten wollte, schwieg aber dann doch.

„Warum antworten Sie mir nicht? Ich frage Sie ja nur im Interesse Ihrer Gesundheit, denn wie soll ich Sie gesund machen, wenn ich nicht weiß, von was Ihr Leiden herrührt?“

Diese Bemerkung machte sichtlich Eindruck auf sie, und sie entschloß sich, zu sprechen.

„Nun, vorgestern, also am Samstag, während des Abendessens war ich aus dem Speisezimmer weggegangen, um das Hofgitter zu schließen, was ich vergessen hatte, und wie ich wieder zurückkam, ging ich nicht wieder durchs Speisezimmer, sondern gleich in die Küche. Da höre ich, wie der Herr Notar mit ganz zorniger Stimme, aber nicht laut, zur gnädigen Frau sagte: — Daß Du's weißt, vorigen Samstag habe ich mich übergeben müssen. — Was willst Du damit sagen? antwortete sie. — Und heute wieder, sagte er. — Ich auch, antwortete sie. — Ich finde das doch sonderbar, daß es immer am Samstag kommt, sagte er. — Natürlich habe ich das im Stillen ebenso sonderbar gefunden, da auch mir immer gerade am Samstag so schlimm wird. Und dann hörte ich, wie der Herr immer noch zorniger sagt: Wenn ich mich noch einmal übergeben muß, so fahre ich nach Paris und lasse die Sache dort von einem Apotheker untersuchen. — Und ich, antwortete sie darauf, fahre dann nicht nach Paris, sondern beauftrage Turlure mit der Untersuchung, der kann sogar Haare prüfen, vorausgesetzt, daß man sie ihm nicht vertauscht. — Was willst Du damit sagen? schrie darauf der Herr Notar und schien ganz wütend. Aber Madam sagte ganz ruhig und sanft: Du solltest nicht so laut schreien! Warum denn? sagte er. Weil gewisse Leute niemals laut schreien dürfen. Da stoße ich ungeschickterweise mit meinem Glas gegen einen Teller an, und da hatte der Wortwechsel ein Ende. Sie sehen also, daß noch kein Arzt befragt worden ist, da der Herr Notar nach Paris fahren will, um sich Rat zu holen.“

Sie war längst mit ihrer Erzählung fertig, als Turlure immer noch nachdenklich da stand. Endlich sagte sie:

„Wollen Sie mir denn nicht etwas zum Einnehmen geben?“

„Heute kann ich Ihnen unmöglich etwas geben, denn ich muß gestehen, daß ich nicht weiß, woran Sie leiden. Wenn Ihnen aber wieder unwohl wird und Sie fühlen, daß Sie sich übergeben müssen, dann kommen Sie auf der Stelle herüber und dann werde ich Ihnen eine Medizin geben, die Sie kurieren wird.“

XII.

Der Apotheker hatte es sich zur Lebensregel gemacht, stets in heiterer Laune bei Tische zu erscheinen und die Sorgen, die ihn bedrücken mochten, niemals die Seinigen merken zu lassen. Aber an jenem Mittag vermochte er seinen Geist nicht frei zu machen und vergaß sogar die sonstige Gepflogenheit, alles, was auf dem Tische erschien, von seinem Knaben auf lateinisch, von seinen Töchtern auf englisch benennen zu lassen.

Der ganzen Familie fiel es auf, wie zerstreut und verschlossen er heute war, und nach dem Essen folgte ihm seine Frau in sein Laboratorium und sagte:

„Was hast Du nur, lieber August? Bist Du leidend?“

„Es fehlt mir nichts.“

„Aber Du hast ja bei Tisch kein Wort gesprochen und nicht einmal einen Blick auf die Kinder gerichtet! Was hast Du?“

„Höre,“ sagte er mit leiser Stimme, nachdem er seine Frau neben sich hatte Platz nehmen lassen, „es ist, fürchte ich, in meiner Gemeinde etwas Schreckliches vorgegangen, und es droht noch etwas ebenso Schreckliches, das ich zu verhindern suchen muß.“

„Gewiß schon wieder Arbeitseinstellungen.“

„Um etwas viel Entsetzlicheres handelt es sich“, antwortete er noch geheimnisvoller, „um Mordthaten und Vergiftungen!“

„Hier in Düssel?“

„Zawohl, hier in meiner Gemeinde!“

Allein je aufgeregter er sich dabei zeigte, desto mehr beruhigte sich seine Frau; kannte sie doch die fixe Idee ihres Mannes, überall Verbrechen zu entdecken.

„Ubertreibe nur nichts“, sagte sie sanft, „und denke nicht immer nur an Verbrechen.“

„Hätte ich nur ehemals übertrieben, so stände es heute anders, und der Rechtspflege wäre Genüge geschehen.“

„Aber rege Dich doch nicht wegen der Rechtspflege auf!“

„Darf ich als oberster Beamter meiner Gemeinde zulassen, daß ungestrast vor meinen Augen Verbrechen begangen werden?“

„Aber von welchen Verbrechen sprichst Du denn eigentlich?“

„Das wirst Du schon erfahren; ich muß gestehen, daß ich Dir meinen Verdacht schon längst hätte mitteilen und Dich in dieser dunklen Angelegenheit um Deine Meinung bitten sollen; nur übertriebene Bedenkllichkeiten verschlossen mir den Mund.“

„Aber worauf bezieht sich Dein Verdacht?“

„Auf den Tod von Courteheuse und auf den Vergiftungsversuch, dessen Opfer Herr und Frau La Baupalière sowie ihr Dienstmädchen zu sein scheinen.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Abtrünnig.

Eine Geschichte aus Hinterpommern von Hans Ostwald.

(Schluß.)

Jetzt sah sich der Bruder aufmerksamer in der Stube um. An der blaugetünchten Wand bemerkte er große, helle Wasserflecken.

„Na, die Mauern sind ja noch nicht verdichtet,“ meinte er.

Auch diesmal antwortete die Frau nicht. Der Mann schwieg ebenfalls.

Als der Bruder in der Ecke Kleidungsstücke unter einer Decke hängen sah, sagte er: „Aber Eure Kleider stochen ja da . . . Habt Ihr denn kein Kleiderspind?“

Seine Schwester stieß heftig den Kasten der Kommode, in dem sie gekramt hatte, hinein: „Euer Spind! Dat geiht bi uns nich so fig! So rasch spoor'n wi nich dat wille Geld!“

Der Bruder, der bis jetzt zu ihrem heftigen, abweisenden Gebahren gelächelt hatte, wurde ungeduldig. Die Antwort war so barsch und feindselig gewesen, daß er verlangend forschte: „Nu sag eins, Eine, was hast Du gegen mich?“

Sie stellte den blanken Glasleuchter auf der Kommode hin und her und sprudelte erregt hervor: „Abtrünnig büste! Zawoll, abtrünnig! dat hädd de Entpetter und dat hädd oof de Paster geseegt. In Godd's frier Natur häddst de nich uthoal'n wull'n; un doa büste in de sündige Stadt gegangen, hädd he seggt. De christliche Arbeet hier upp't Land, de hädd die nich tausseggt, un dorüm büste nu . . . na, verkommen wi rste noch eins in de Stadt, hädd he seggt . . . Awerst dat's mi ja nu glit. For minswegen loamt di goahn, wi de willst. Awerst dat de uns so in'n Sorg bringst un upp un daban geihst — ne, dat's nich schön. . . . Wi könn'n uns jau mit'n Entpetter rum argern . . . Jau . . .“

Da wurde laut an das Fenster geklopft. Sie öffnete: „Wat's denn lot?“

„Der Herr läßt saag'n, dat leid't he nich, dat'n Fremder in sien Hus is,“ meldete ein junger Knecht; „he schall' glit rut goahn. Sonst —“, der Knecht grinste und machte die Gebärde des Hinauswerfens.

Der Mann fuhr vom Bette empor: „Wer hat dat seggt?! Wer hat so bestimmt?!“

„De Inpetter hädd't bestellt,“ antwortete der Knecht und blieb abwartend am Fenster stehen.

„Kaja, nu bringt he noch Unglück in't Hus!“ brummelte die Frau, nach ihrem Bruder schielend.

Der erhob sich lächelnd: „Hat denn der alte Nige noch seinen Gasthof?“

„Ja,“ antwortete der Mann.
 „Na, wenn Ihr mich noch sprechen wollt, ich gehe auf 'ne Stunde hin. Durstig bin ich wahrhaftig!“ fügte er hinzu, gegen seine Schwester gewandt. Dann ging er hinaus, nahm sein Rad und führte es um den Gutshof herum, wo die Chauffee einen Knick machte. Die Kinder folgten ihm bis vor das Gasthaus. Er stellte sein Fahrzeug an einen der Futtertröge und ging in das niedrige kühle Gastzimmer, wo er sich auf die Bank legte, die sich an der Hinterwand entlang zog. —

Seine Schwester und ihr Mann grübelten vor sich hin. Während sie, bei offener Thür, auf dem Steinsur Kartoffeln schälte, kam er heraus, stellte sich in den Thürrahmen und sah ihr zu. Das war schon lange Jahre nicht vorgekommen. Sie that zwar, als achte sie nicht darauf. Doch wußte sie ganz genau, was ihn dazu trieb. Sie wartete nur, daß er endlich sprechen würde.

Plötzlich sagte er dem: „Du, Tine, findest du das nicht sonderbar? . . . Is dat nich, als ob he Alberten foardten?“

„Ja — dat heiw'! mi oof' dacht!“ antwortete seine Frau.
 Hätte nicht der Inspektor despotisch eingegriffen, so wären die Geschwister vielleicht im Streit auseinander gegangen. Jetzt aber ergriff die Frau und ihren Mann das Mißtrauen gegen den Inspektor. Der mußte doch Gründe zu seinem Befehl gehabt haben. . . . Jetzt verlangte es sie nach einer Aussprache mit dem Radfahrer. Sie waren noch etwas unentschieden. Da kam aber Nieze erhit und aufgeregt angerannt: „Onkel will all weg! Onkel will all weg!“

Der Mann ging sofort nach dem Gasthof. Er traf dort seinen Schwager, der eben auf die Maschine springen wollte. Er lud ihn ein, noch einmal in die Gaststube zurückzugehen. Nun forschte er ihn aus. Und der Radfahrer ließ sich nicht erst lange nötigen. Er erzählte, daß er in Stettin auf Wauten arbeite. Reichtümer ließen sich dabei nicht erwerben. Aber man habe sein Auskommen. Und nach der festgesetzten Arbeitszeit sei man sein eigener Herr. Und in solcher Korvache, wie da drüben, brauche man auch nicht zu haufen. Wenigstens habe niemand in eines anderen Wohnung zu befehlen. Dann schilderte er das Bild der Stadt mit ihrem vollen Leben und erzählte, daß dort die Kinder auch im Sommer so lange in die Schule gehen, wie im Winter. Er verschwieg nichts, auch die schlechten Seiten des Stadtlebens erwähnte er.

Sein Schwager, dem es trotzdem noch wie ein Paradies erschien, wenn er an sein Leben unter dem Strohdach und auf dem Gutshof dachte, fragte, ob nicht für ihn auch Beschäftigung in der Stadt sei. „Gewiß“, meinte der Radfahrer, „auf meinem Bau können noch mehr anfangen!“

Da kamen noch andere Tagelöhner herein und der Radfahrer mußte immer wieder seine Erzählung beginnen.

Gegen Abend, als der Inspektor im Honoratiorenzimmer saß, gingen mehrere Tagelöhner hinein zu ihm. Als sie ihm sagten, daß sie das Gut verlassen wollten, natürlich nach der festgesetzten Mündigungsfrist, griff er nach seinem Stode und rief aufbrausend: „Raus, raus, aus meinen Augen! Daß ich keinen von Euch auf dem Hofe mehr sehe! Gleich, sofort macht Ihr, daß Ihr aus den Häusern kommt!“

Als die Thür hinter den Hinangehenden zufließ, setzte er sich wieder gemütlich hin und sagte zum Lehrer: „Sehn Sie, so muß man seine Leute behandeln! Aber dazu muß man praktisch arbeiten. Wetten Sie, daß die Leute morgen pünktlicher wie sonst auf dem Hof sind? Man darf ihnen gar nicht zeigen, daß man sich was aus ihnen macht. Dann sind sie kusch und haben Angst, brotlos zu werden. Zimperlich? Na — grob muß man sie anfassen!“

Der Lehrer schwieg nicht und so disputierten sie lange.

Als sie das Wirtshaus verließen, gingen sie Arm in Arm. Der Streit über die Tagelöhner war vergessen. Plötzlich tauchte aus dem Dunkel der mit Hausgerät und Menschen hoch besetzte Leiterwagen des Gastwirts auf. Der Inspektor stellte sich ihm in den Weg und schrie: „Wer hat Euch dat erlaubt?! Ihr seid kontrabüchig!“

„Jh wo!“ schallte es vom Wagen herunter, der um den Inspektor herumfuhr. „Se hebben uns jau befohlen, sofort tau traffen! Der Herr Lehrer ist Zeuge!“ Damit verschwand der Wagen in der Finsternis.

„Ja — a;“ machte der Lehrer, und dann starrten beide einander an, als sei eben ein Spul vorüber gezogen. —

Kleines Feuilleton.

sm. **Der Alkoholismus.** Die Arbeiterschaft wendet dem wichtigen Problem des Alkoholmißbrauches fortgesetzt ihre Aufmerksamkeit zu. Aus der letzten Zeit ist darüber, ohne daß wir die Vollständigkeit unseres Berichtes garantieren können, folgendes anzuführen: Der Grütliverein Burgdorf (in der Schweiz) hat am Sonntag, den 30. April, einen „socialdemokratischen Abstinenzverein“ gegründet; ein ähnlicher Verein besteht schon längere Zeit in Bern. — In dem von unserem Genossen Käppler geleiteten Fachorgan der deutschen Müller („Einigkeit“) erschien vor kurzem ein bemerkenswerter Artikel gegen den Alkoholmißbrauch. Es wird darin auf die Gefahren aufmerksam gemacht, die der fortgesetzte übermäßige Schnaps-genuß sowohl für den einzelnen Menschen wie auch für die Arbeiterbewegung mit sich bringt. „Ein Trunkenbold wird stets seinen Kollegen dem Prinzipal gegenüber ein Hemmnis sein, denn in Lohnfragen wird

letzterer stets sich mit dem Hinweis rückenfrei machen, daß der Lohn ja noch zureiche, sich zu betrinken. Ein Trunkenbold wird ferner stets seinen Kollegen das Leben durch Zanf und Streit, Geschäftigkeit und Niederträchtigkeit schwer machen. Wo Trunkenbolde existieren, da ist Stänkerei, Verheererei und Wiegelei an der Tagesordnung und das Ansehen, sowie auch die Ehre der Kollegen wird durch solche erbärmlichen Säuser in Mitleidenschaft gezogen.“ In demselben Artikel wird auch auf die einschlägige Stelle aus dem Artikel von Dr. Ernst Schneider „Nichtiges und Falsches aus der Naturheilkunde“ aus dem Neuen Welt-Kalender von 1899 aufmerksam gemacht. — Sehr energisch predigt unser französisches Bruderblatt, die „Petite République“ (Kleine Republik), den Kampf gegen den Schnapsteufel: „Der Alkoholismus bedingt die Unterwürfigkeit. Ein dem Alkoholismus verfallener Arbeiter verliert bald jede Menschentwürde; niemals wird er daran denken, sein Haupt im Angesicht seines Ausbeuters zu erheben. Auch wir müssen den Alkoholismus mit der äußersten Schärfe bekämpfen. Nur der Socialismus hat ein aufrichtiges Interesse daran, seine Fortschritte zu verhindern. Die gesellschaftliche Umwälzung ist nur möglich mit einem Volk, gesund an Körper und Geist. Dann wird sie ihrerseits den Arbeitern die volle Befriedigung ihrer körperlichen und geistigen Bedürfnisse sichern. Darum Krieg dem Alkoholismus, denn er ist unser fürchtbarster Feind!“ — Das Organ der Krankenkassen Österreichs, der in Wien erscheinende „Arbeiterklub“ veröffentlicht in seiner Nummer vom 1. Mai einen Leitartikel über Alkoholismus und Arbeiterfrage. In der sachlichen und verständigen Auseinandersetzung heißt es u. a.: „Die Arbeiter bekämpfen den Alkoholismus, indem sie seine Ursache beseitigen. Fällt der Herzog, dann fällt auch der Mantel. Wird die Klassenlage des Proletariats auf eine Stufe gehoben, auf der sich Not und Verzweiflung nicht mehr breit machen können, dann ist der Alkohol kein Tröster mehr, weil es keine zu Tröstenden giebt. Alle Bestrebungen, welche auf eine Verbesserung der Lage des Proletariats abzielen, leisten in der Bekämpfung des Alkoholismus nicht bloß mehr als alle Steuern, Schankverbote und Trunkenheitsstrafen, sondern sind es einzig und allein, von denen eine Ausrottung der Alkoholpest zu erwarten ist. Auf zweierlei Weise wirkte die socialdemokratische Partei gegen den Alkoholismus. Dadurch, daß sie die einzelnen Arbeiter in gemeinsamer Organisation verband, schuf sie ein gegenseitiges Schutzbündnis, so daß der einzelne, des Rückhaltes bewußt, nicht so leicht der Verzweiflung anheimfiel. Dazu kam noch die Arbeitslosenunterstützung, welche der ärgsten Not zu steuern vermochte. Der zweite Weg ist aber noch wirksamer; er führte zur geistigen Hebung der Volksmassen. Es liegt für die Arbeiter kein Grund vor, sich die Bekämpfung des Alkoholismus als ein Sonderziel vorzusetzen, womit freilich die Zweckmäßigkeit der thunlichsten Einschränkung oder wenigstens der Unterdrückung des excessiven (übermäßigen) Alkoholismus nicht verkannt werden soll. Doch darf auch nicht übersehen werden, daß die Stätten, die dem Verlaufe des Alkoholos gewidmet sind, derzeit — leider — fast ausschließlich die einzigen Orte sind, wo Arbeiter ohne Behinderung durch das Gesetz sich zusammenfinden und ihre Ideen austauschen können.“ —

Musik.

Im Berliner Opernhause, Dienstag, den 16. Mai: Gesamt-Gastspiel der medlenburgischen Hofoper aus Schwerin. Zum erstenmal: „Jugwilde.“ Oper in drei Aufzügen von Max Schilling's. Dichtung von Ferdinand Graf Spard. In Scene gesetzt vom Regisseur Hermann Gura. Dirigent: Hofkapellmeister Hermann Junpe.

Zwei Neuigkeiten auf einmal! Denn Eingeweihte wollen wissen, daß diesem Gesamt-Gastspiel einer auswärtigen Bühne an unserer Oper andere folgen sollen, um dem Berliner Publikum Opern, die hier aus irgend einem Grunde nicht einstudiert werden können, die sich aber anderweit als beachtenswert erwiesen haben, schneller zuzuführen. Die Neuerung scheint nicht ganz unbedenklich. Handelte es sich um eine Benutzung der Theaterferien, in denen das Theater über seine eigenen Kräfte nicht verfügt, so wäre gar nichts zu sagen. Aber die Einstudierung von Werken, für die in der Spielzeit Zeit vorhanden ist, muß auch bewältigt werden können. Und solche Wander-Vorstellungen bringen zwei Spielpläne in Unordnung: das gastspielende Ensemble muß in der Heimat entbehrt werden; und hier ergiebt sich die Notwendigkeit schneller Wiederholungen des einen Stückes, wie denn bereits vier Aufführungen der „Jugwilde“, immer einen Tag um den anderen, angeündigt sind. Es ist aber auch kaum anzunehmen, daß es sich bei solchen Entlehnungen um Muster-Aufführungen handeln wird, da (zumal bei kleineren Bühnen, an die hier doch wohl immer zu denken sein wird; denn an die in Aussicht gestellten Gastspiele der Wiener Oper u. dgl. ist einstweilen schwer zu glauben!) selten eine Gleichmäßigkeit der Besetzung möglich sein wird, wie sie bei unserer Hofbühne selbstverständlich — sein sollte.

Das neue Werk ist von einem Manne, der wie einer zum Urteile berufen ist, und der das Material unzuverlässig vollständig und gründlicher überfliehet als ich, für die bedeutendste Opern-Erscheinung seit Richard Wagner erklärt worden. Ich möchte dem nicht mit Rennung eines bestimmten Wertes widersprechen müssen; höchstens sympathischer wüßte ich anzuführen. Aber solch subjektives Urteil sagt nichts aus. Sehr viel mehr allerdings sagt nicht jenes objektiver. Denn das „Bedeutendste“ braucht noch lange nicht bedeutend zu sein. „Unter den Blinden ist der Einäugige König!“

In dessen kann es keinem Zweifel unterliegen, daß „Jugwelle“ ein wirklich bedeutendes Werk ist. Schon der Text nimmt für sich ein. Der Gegenstand ist doch noch menschlicher als die Angelegenheiten der Wagnerischen, wenn auch recht vermenschlichten Götter, und ihm eignet eine Größe und Gewalt, die fast an jene mythischen Stoffe herankommt. Das Motiv, daß die Heldin in die Schlingen eines von ihr anders gedachten Eides fällt, sich durch Hinterlist befreit und in freiwilliger Sühne zu Grunde geht, ist von seltenem tragischem Gewicht, und die Ausführung in sehr frei behandelten kurzen Stabreimzeilen ist für einen Operntext recht anständig.

Die Hauptsache ist jedoch bei einer Oper immer die Musik. Wenn man ihr wahrheitsgemäß nachsagt, daß sie die Spannung nicht einen Augenblick nachläßt, und daß sie doch für die natürlichen und notwendigen Höhepunkte immer noch Steigerungen in Bereitschaft hat, so dürfte ihre Bedeutung festgestellt sein. Das Orchester ist sehr üppig und ohne Absonderlichkeiten oder gar Gewaltthaten sehr wirkungsvoll und abwechslungsreich behandelt. Das ziemlich lange Vorspiel des zweiten Aktes, nach welchem lang anhaltender jubelnder Beifall die Aufführung unterbrach, ist höchst stimmungsvoll und von großer Zartheit, und dürfte bald ein beliebtes Konzert-Repertoirestück werden. Die Stimmen bewegen sich im „Sprechgesang“ nicht eben bequem, aber oft ansprechend und ausdrucksvoll, charakteristisch aber nur in den Rollen Ortolfs, der an Hagen erinnert, und des Stalben Bran, dessen lyrischer Ton vorzüglich getroffen ist — und, wie gleich hier bemerkt werden mag, von dem Darsteller, Herrn Lang, feinsinnig auch in den späteren, mehr heldenhaften Situationen festgehalten und zur Geltung gebracht wurde. Glanzstellen der Gesangwirkung sind die glücklicherweise nicht spärlichen Ensemblestücke, namentlich die Duette der Jugwelle im ersten und dritten Akte und der zu ganz natürlichen Tonfolgen sich bewegende herrlich versöhnende und abschließende Chor am Ende der Oper.

Der lebhafteste und anhaltendste Beifall, der außer an der schon erwähnten Stelle nach allen Altschlüssen sich erhob und die Darsteller, sodann den Komponisten und nach den beiden letzten Akten auch den hochverdienten Dirigenten immer wieder und wieder vor die Gardiene rief, kann daher nur als der Ausdruck eines durchaus zutreffenden Urteiles bestritten werden; zumal auch die Aufführung im ganzen entschieden rühmlich war. Neben den schon Genannten — den Ortolf sang und spielte Herr Liebeskind mit vieler Verbe — sind Herr Gura als Bispingerkönig Klause und Herr Drewes als Vater der Jugwelle, Gaudulf von Gladgard, hervorzuheben. Namentlich die schönen Stimmittel und die edlen Bewegungen des letzteren zeichneten ihn höchst vorteilhaft aus; während die eintönigen und steifen Gesten und die kleinsten Körperbewegungen der Trägerin der Hauptrolle, Fräulein Friede, schlecht zu dem hohen Stil jener redenshaften Zeit paßten. Die Konchalance des modernen Konversationsstückes darf nicht in die hohe Kunst übertragen werden. Stimmlich dagegen genügte sie der furchtbar anstrengenden Partie ausgezeichnet, und sie hätte es anscheinend nicht nötig gehabt, zu Ehren des ihr umgewohnten großen Hauses besondere Kraft einzusetzen. Leider stimmte das blecherne Organ des Herren W u d s a t h, als Geist, so schlecht wie möglich zu ihrer gesund klingenden Stimme, wodurch die Wirkung der vorerwähnten Duette arg beeinträchtigt wurde.

Die Inszenierung zeugte von liebevoller Hingabe, und das Ensemble der Darsteller klappte — bis auf eine kleine Störung in dem recht schwierigen letzten Akte — vortrefflich. Aber eine Gedankenlosigkeit ist zu rügen: Von der Burg von Gladgard wie von der der Thorsteinöhne sieht man über eine Meerbüch (Fjord) hinweg im Hintergrunde immer die Burg des Wegners; und diese Fernsicht-Burgen erscheinen als lächerliche Felsenmauer auf den Spitzen schroffer nackter Berggipfel. Beide Burgen selber aber liegen ersichtlich, wo die Handlung in und bei ihnen vor sich geht, dicht an und wenig über dem Meere, und an Gladgard tritt unmittelbar hochstämmiger Wald heran. Wie reimt sich das zusammen? In Norwegen sind auch solche vereinzelt Höhen nichts weniger als gewöhnlich! —

Aus der Pflanzenwelt.

— Das Zuderrohr. Mit Sicherheit konnte bis heute noch nicht nachgewiesen werden, daß die eine oder andere wilde Zuderrohrart als Stammform des gebauten Zuderrohres zu betrachten sei, auch ist es wild bis jetzt noch nirgends nachgewiesen. Indien scheint, wie in der „M. A. Z.“ im Anschluß an ein Buch „Das Zuderrohr und seine Kultur“ von Wilhelm Krüger ausgeführt wird, das Vaterland des gebauten Zuderrohres zu sein; ob jedoch die Stammform dort noch wild vorkommt, oder ob dieselbe nicht mehr angetroffen wird, darüber fehlt bis jetzt jedweder sicherer Inhalt; doch glaubt Krüger den Ausgang der Kultur in das Ganges-Delta versetzen zu sollen. Die Kultur unserer Grasart reicht jedenfalls über die geschichtliche Vorzeit hinaus, sicher gehört das Zuderrohr zu den ältesten Kulturpflanzen der Tropen, vorausgesetzt, daß es nicht bereits als wilde Pflanze im Dienste der Menschheit stand, was nicht gar so unwahrscheinlich ist. Uralt möchte der Gebrauch des Zuderrohres direkt als Nahrung oder Ledererei durch Kauen und Auslaugen sein. 285 v. Chr. sandte (um einen genaueren Zeitpunkt mitzutheilen) das Reich Funan südlich vom Ganges noch Zuderrohr als Tribut, was sicher nicht geschehen wäre, wenn bereits damals der Zuder bekannt gewesen wäre. Drei Formen von Zuder

lassen sich bei den Indern nachweisen: Roter roher Zuder, durch Zerklüppern und Sieden des eingekochten geronnenen Saftes erhalten, Zuder in einzelnen kleinen Krystallen, Zuder in großen Krystallen oder zusammenhängenden Stücken. Weder in der Geschichte der Phönicier, der Ägypter noch der Juden findet man den Zuder oder das Zuderrohr als Erzeugnis des Ostens erwähnt. Griechen und Römer kannten den Zuder; den ausgedehnten Gebrauch in Europa vermittelte erst die Kreuzzüge. Die Chinesen erhielten trotz gegenteiliger Behauptungen das Zuderrohr unzweifelhaft erst seit einer nicht allzu fernliegenden Zeit vom Westen aus; die chinesische Schrift besitzt nicht einmal ein Zeichen für den Zuder, sondern nur für das Zuderrohr. In die neue Welt brachte zwar Kolumbus bereits auf seiner zweiten Seereise das Zuderrohr von den Canarischen Inseln, doch scheint es wieder ausgestorben zu sein; erst um 1513 lieferte dann die Insel Canaria an St. Domingo Stecklinge, deren Nachkommen die Zuderrohr-Pflanzungen besonders auf den westindischen Eilanden ihre Entstehung verdanken. Seit Anfang dieses Jahrhunderts ist dem Zuderrohr in der Zuderribe eine gewaltige Schwelger auf dem Weltmarkt erwachsen, die bereits seit 1884 höhere Produktionsziffern als die ältere Nivalin zu verzeichnen hat. Das Zuderrohr variiert ungemein leicht; umfaßt doch z. B. das Feld der Versuchstation Semarang 353 Sorten. Der Charakter der sogenannten Varietäten beruht in der Hauptsache auf Farbe des Stengels, Größe, Form wie Stellung der Stengelglieder, Knotenbildung und Form der Augenanlagen, Behaarung des Stengels, Form, Stand, Farbe, Behaarung usw. der Blätter oder Blattscheiden, Beschaffenheit des Blütenstandes wie der Blüte, Bestäubung, Zusammenziehung, Ansprüche an den Standort. Die Gesamt-Zuderproduktion der Erde für 1897/98 schätzt Krüger auf 7 751 947 Tonnen zu 1000 Kilogramm, an denen die Zuderriber mit 4777 Millionen, gegen 2974 des Zuderrohres beteiligt sind. —

Humoristisches.

— Grausame Strafe. „Wie strafen Sie Ihren Mann, wenn er Sie einmal besonders ärgert?“
„Dann muß er auf den Junggesellenstand schimpfen.“ —

— Deutliches Merkmal. „Frau Meier fängt doch an alt zu werden!“
„So!“

„Ja, kann nicht mehr recht mit der Junge fort!“ —

— Immer ärger. Mit dem Professor Müller wird es in neuester Zeit stets ärger; wenn er jetzt, seitdem seine Frau tot ist, des Nachts heimkommt, legt er sich in das Bett seiner Frau und hält sich selbst eine dommernde Gardinenpredigt! —
(„Wegend. hum. Bl.“)

Notizen.

— Ferdinand Bonn wird vom 1. Juni ab ein längeres Gastspiel am Münchener Schauspielhaus absolvieren. Wie verlautet, will Bonn hier auch als Autor debütieren und ein japanisches Schauspiel zur Erstaufführung bringen. —

c. Bei Fundamentierungsarbeiten zur Wiederherstellung eines alten Jagdpavillons im Walde von Epping bei High Beach (England) fand ein Erdarbeiter den vergabenen Schatz eines römischen Legionärs, 2000 Goldstücke. Er brachte den Fund ins Britische Museum und erhielt dafür 32 000 M. —

— Blumen-Bakterien, die sich auf Rosen, Winden, Pfirsichblüten und anderen finden, hat Freire nach einem Bericht der „Techn. Mundsch.“ in Rio de Janeiro beobachtet. Er entdeckte den Bacillus des blauen Eiters und das fiebererzeugende Spirillum plicatill, so daß er geneigt ist, den Blumen eine gewisse Ansteckungsgefahr zuzuschreiben. Er erklärt außerdem die zarte rosa Farbe der Rothschild-Rose für ähnlich der einer Plattenkultur des auf ihr gefundenen Leptothrix ochracea und das Eigell einer chinesischen Rosenvarietät für übereinstimmend mit dem Farbstoff des von ihm neuentdeckten Micrococcus cruciformis. Mehrere Mikrobenarten sollen auch Gerüche absondern, die denen der Blumen, auf denen sie leben, ähnlich sind. —

— Die belgische Südpolar-Expedition unter de Gerlache wird nicht, wie erst angenommen wurde, aus Punta Arenas eine zweite Ausfahrt nach dem Südpol unternehmen; die „Belgica“ soll am 15. August, gerade zwei Jahre nach ihrer Abfahrt, wieder in Antwerpen eintreffen. —

t. Eine geographische Aufnahme des schiffbaren Teiles vom oberen Stromlauf des Yang-tse-kiang hat der Jesuitenpater Chebalier vom jesuitischen Observatorium in Pilswei (bei Shanghai) vollendet. Die Arbeiten sind in Form eines Atlas soeben veröffentlicht worden. —

— Die Deutsche Elektrochemische Gesellschaft hält vom 25. bis 28. Mai in Göttingen ihre Hauptversammlung ab. —

t. In Polen sind gegenwärtig etwa 2000 Kilometer Eisenbahn im Bau. —